

Das Gehirn ist meine Hand beim Heimspiel

Bildwelt und Weltbild des Erfurter Malers, Grafikers und Zeichners
Mario Leibner JKL. Rede von Wolfgang Leißling, Publizist, Erfurt

Meine Damen und Herren, liebe Freunde der Galerie im Landtag!

Lassen Sie mich mit einer Frage beginnen: Wer betitelt schon heutzutage seine Diplomarbeit „Tagträumer und Nachtwandler – die Suche nach dem Ich“? Antwort: Mario Leibner JKL, geboren 1968 in Erfurt und seit 1990 hier freischaffend als Künstler tätig. Geschrieben hat der gelernte Maschinen- und Anlagenmonteur sowie fernstudierte Werbegrafiker und Designer diese Arbeit 2007 an der Bauhaushaus Universität Weimar. Dies nach fünfjährigem Studium in der Freien Kunst. Für den seinen Professoren vorgelegten theoretischen Teil aus Interviews, Erlebnisberichten und Fotografien, dem praktischen als bildnerische Recherche im großformatigen Künstlerbuch sowie Grafiken auf Wäscheleinen konnte es nur die höchste Bewertung geben. Ich hatte das Vergnügen, dabei zu sein. Dieses „Sehr gut“ oder auch Magna cum laude anerkannte einen Thüringer Wallraff, der als bärtiger Bauarbeiter mit Stift und Fotoapparat „ganz unten“ bei den Obdachlosen zwischen Apolda und Göttingen zuhörte und zeichnete. Und irgendwie wie dieser Wallraff ist auch Leibner einer, der sich oft großformatig in die Zeiten gräbt und dabei ausgräbt. Er ist ein Entdecker seiner selbst, der durchaus a u c h mal arbeitet nach dem

Prinzip: mal sehen, wo es sich hinmalt. „Ich überlege meine Malerei gewissermaßen über den Pinsel, und manchmal ärgere mich auch dabei und wechsele spontan die Farben, weil der Augenblick und der Zufall eine wichtige Rolle spielen oder der morgendliche Blick in die Tageszeitung“.

Er ist eindeutig zweideutig, der Begriff „Heimspiel“, den Mario Leibner für seine heute zu eröffnende Ausstellung gewählt hat. Denn: zum einen steht jener für die Beziehung des Malers, Grafikers und Bildhauers zu seiner Geburtsstadt Erfurt, zum anderen für seine Leidenschaft zum runden Leder, genannt Fußball. Und noch ein Drittes wäre anzufügen, hat doch der Lebensweg dieses vor Ideen nur so sprühenden Malers im Apoldaer Kinderheim begonnen. Er bekennt: „Dort gab es für mich nur diese Alternative: entweder Absturz oder Erfolg“. Seine Entscheidung war also alternativlos: Kunst als Überlebenshilfe in freudloser Zeit und gegen den Herzfraß fehlender Liebe. Und so kam er zum Zeichnen, Malen und Drucken. Dies war schon die frühe Sehnsucht nach den immer wieder anderen Bildern. Anreger waren ihm Bosch und Grosz, Rizzi oder Götze und natürlich Picasso. Das tägliche Brot freilich kaufte er sich noch vom Entgelt als Kälteanlagenbauer. Es war eine zweigleisig gelebte Zeit mit hauptberuflichen Montagediensten und dem Malen in der Nacht am Rande des Tages. Bis heute sind es zwei bis drei Bilder, die im Atelier dieses fleißigen Künstlers parallel entstehen.

Als ich Mario vor einigen Jahren bei einer Vernissage kennenlernte, hatte er sich schon mit einem Zauberhering eingelassen, malte gar ein Hustenkrankenhaus und immer wieder menschliche Figuren, kraftvoll und farbintensiv. Er erwies sich auf wundervolle Weise als rastlos inspiriert und feinfühlig, war einer, der die Farben zu schmecken schien. Man sah seine Bilder erstmals öffentlich, da war er 16.

Schließlich gingen weitere berufliche Jahre dahin zwischen Berlin und Stuttgart. Und dann war da im Frühjahr 2005 in Erfurt auch jenes szenisch anmutende Blatt 26 für die damals von mir verantwortete Galerie der „Thüringer Allgemeine“ mit dem auffordernden Titel „Und was würden Sie in Ihr Tagebuch schreiben?“, mit dem er einem Teil seiner schwierigen Lebenszeit großformatig nachspürte.

Ansonsten hatte der akademische Späteinsteiger vieles nachzuholen, besonders in der Theorie und war schließlich an der Weimarer Bauhaus Universität immer hellwach, wenn es Unbekanntes zu lernen gab über die Künstler der Welt und deren Kunstwerke.

Vielleicht lag es auch daran, dass neue Eindrücke ihn ebenso reizten wie eine schöne Frau. Da ließ man sich gern als Eleve in einer Weimarer Grafikwerkstatt auch mal „durch die Mühle drehen“.

„Das Gehirn ist meine Hand, und die muss ständig geschult und gefordert werden“, meinte Mario einmal zu mir. Scheinbar nichts vermochte diesem Experimentierdrang zu widerstehen. So kam es, dass eines Tages an Erfurts Krämerbrücke ein Sprühebett im Baum hing und schließlich am 8. Mai 2009 – von den zahlreich erschienenen

Besuchern anerkennend bestaunt – zu abendlicher Stunde gar Ludwig der Springer in Stahl durch einen Bilderrahmen an der Fassade über der Erfurter Galerie Bethge sprang. Zuvor hatte Leibner die Proportionen dieses Eisenmannes (2,20 Meter hoch, 70 Kilo) an sich selbst gemessen. Danach wurde geschweißt, grundiert, verzinkt und bemalt. Es lohnt, an jener Stelle nahe der Barfüßerkirche einmal den Kopf zu heben. Stahl gehört übrigens zu seinen Lieblingsmaterialien. Ebenso verleiht er profanen Objekten des täglichen Gebrauchs verblüffend originäre Bedeutungen als Skulpturen oder reflektiert auf keramischen Gefäßen mal eben Geschichten und Geschichte. „Mit dem Ludwig habe ich zugleich mir etwas Gutes getan“, erinnerte er sich. Das Schwimmen zwischen Malerei, Grafik und Skulptur, der Gebrauch von Pinsel und Schweißbrenner scheint ihm belebend zu bekommen. Zudem treibt ihn Musik von Bach, Bartok oder Grieg beim Malen an. „Ich vergesse dann alles“, raunte er. Ein durchaus markanter Satz. Ob er ahnt, dass den Mischungen von Farbpigmenten gar bestimmte Schallwellen zugeordnet werden können?

Wenn es noch eines Beweises für seine virulente Phantasie bedürfte, dann sind es nicht zuletzt jene in den letzten Jahren entstandenen Arbeiten, die in seinem Katalog wie in einen geschützten Bilderraum und hier in der Ausstellung die Augen gleichermaßen zum Schlemmern wie das Hirn zum Nachdenken einladen. Da erlebt man Malen mitunter als Kampf auf der Leinwand am Fußboden, für dessen Sieg der Schöpfer die teils natürlichen Farben selbst anrührt, um sie dann bis zu zwölfmal übereinander aufzutragen. Es ist ein offener

Dialog auf der Fläche. Mal überrascht er dabei mit Farbe satt, mal vergibt er sie getupft, gekratzt oder perforiert. Sein Stil ist lebendig, die Palette überwiegend hell. Zudem präsentiert Leibner seine Bildbotschaften in selbstgebauten Rahmen. Man ahnt sein vitales kreatives Vermögen zudem in den hier in Vitrinen ausgestellten originären Künstlerbüchern, Keramiken und einem gar märchenhaften Nachtschrank...

JKL, auf dessen Tableaus alles irgendwie mit allem zusammenhängt, inszeniert keine „vollen Bilder“ für den Raum. Vielmehr lässt er auf dem Malgrund manche Fläche wie zum Atmen frei und animiert den Betrachter, sich Zeit zu nehmen für eigene Bilder hinter den Formen, Figuren und Zeichen. Es sind Werke für den ersten und den zweiten Blick, deren schlichte Titel mitunter über den Inhalt täuschen können, denn diese spiegeln bei mancher durchaus popigen Außenhaut jene „Zwischengedanken“ wieder, die ihn auf die tägliche Nachrichtenflut reagieren lassen. Ihn berührt das Sterben im Krieg ebenso wie die Naturgewalten, die Angriffe auf unsere Demokratie oder die Träume der Wartenden auf Arbeitsämtern. Es gibt für ihn kein fremdes Leid. Ob Soldat, Seemann oder Traktorist – dazu bekennt sich JKL mit seinen „zusammengewürfelten“ Geschichten mitten aus der Realität. „Nur Abpinseln geht für mich nicht“, sagt er, und wenn er auf der Fläche mit der Radiernadel kratzt, hat das einen besonderen Sinn. Die Kratze ist wie eine dritte Hand – ist die Verbindung zwischen Grafik und Ölmalerei. Sein Lieblingspinsel hat übrigens nur ein Haar. Damit malt oder besser zeichnet er ein Auge. Und wenn er zeichnet – er sagt

von sich, eher Zeichner als Maler zu sein -, da gehen für ein Blatt bis zu 40 Bleistifte drauf, weil er immer und immer wieder wegradiert.

Kaum ein Sujet lässt Leibner aus in seinen Plädoyers für das gegenständliche Sehen. Zwar wartet er mit vertrauten Disziplinen wie Landschaft und Figur auf oder gestaltet illustre Keramikvasen sowie poetische Raumobjekte in eigener Handschrift. Das Besondere ist seine emotionale, erzählerische Kraft, die beim Ansehen auf die simultanen Situationen vor oder hinter der Haustür blicken lässt. Das eigene Er-Leben ist sein künstlerischer Steinbruch mit dem ehrlichen Blick auf alles, was ihn bewegt. Dazu gehören „Gretchen und Faust“ ebenso wie „Schillers Schädel“ und seine „Frau des Traktoristen“. Da einem wie ihm das Wort „nein“ nur schwer von den Lippen geht, lädt er mit seiner Bildwelt nicht zu einfachen Wahrheiten ein. Stattdessen gilt sein Credo: „Ich will alles herauskitzeln“. So wird er zum Bilderfinder aus tiefem Herzen mit solch leidenschaftlichen Arbeiten wie „Deutschland“, „Romantik“, „Der Schrei“, „Salatpflücker“, „Wasserträger“, „Schluss mit lustig“ oder „Künstlers Tod“. Er malt, was und wie er fühlt und was ihn bedrückt – oft in größeren Formaten. Und manchmal malt er sich irgendwie hinein, will dabei sein in der bildgewordenen Wirklichkeit als Künstler. Auch wenn er über Kunst redet, läuft er zur Höchstform auf. Probieren Sie es heute aus.

Es gibt noch viel zu tun für Mario Leibner JKL. Dem Heiligen Franziskus etwa könnte irgendwann eine bronzenen Figurengruppe folgen, vielleicht auch seine skurrile Traktoristenfamilie, die so gar

nichts mit dem sozialistisch-realistischen Klischee zu tun hat. Er hofft noch hier wie dort immer auf einen Sponsor, der ihm die Umsetzung in das kostbare Material ermöglicht. Warum sollte dies einem Mann, der in seinem Künstlerbuch „Narrenzöpfe“ mit Tusche und Feder zu flechten wusste, nicht gelingen? Hatte ihm doch ein Zauberer zu dieser autobiografischen Edition animiert: „Solltest du es nicht schaffen, dieses Buch herzustellen, so werde ich dich in eine kleine Kröte verwandeln“.

Mario Leibner liebt seine Idole vom sich aufwärts und abwärts spielenden FC Rot-Weiß Erfurt. Die Ausstellung beweist es bildgewaltig. Dass den liebevollen Familienvater beim Malen manchmal der Teufel reitet, stimmt für die Zukunft dieses Protagonisten handgemachter Kopfgeburten überaus zuversichtlich. Und wenn er eines seiner Bilder im Atelier-Heimspiel nur zehn Minuten von hier für fertig hält, dann setzt er sich davor, hält Andacht und bleibt bis zum gedanklichen Schluss - wie beim Spiel der Kicker vom FC Rot-Weiß.

In eine Kröte jedenfalls dürfte sich so einer jedenfalls nicht verwandeln.